

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schmidt, Maxim: Das Geschwisterkind. Militärhumoreske [Bilder; Rößler, Adalbert von]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

am Wege Posto gefaßt. Mitten vor dem Hause stieg Don Pedro vom Pferde und ließ die Kaiserin in ihrer Sänfte Halt machen, und Scherno rieb sich seelenvergnügt die Hände, trotzdem daß der Kaiser seinen Schimmel merkwürdigerweise nicht vom Hausknecht, sondern von einem Diener aus seinem Gefolge gehalten wissen wollte, — vielleicht eine zarte Andeutung, daß er hier oben sein eigener Herr sein wollte; auf den Bergen wohnt ja bekanntlich die Freiheit. Freundlich nach allen Seiten grüßend that der behäbige Herr, eine, wenn auch nicht imposante, so doch kräftige Gestalt, mit verständigem, auch wohlwollendem Ausdruck, mächtigem Vollbart, das Haupthaar noch ziemlich intakt, aber stark mit Grau und Weiß vermischt, dunkler, aber keineswegs auffallender Teint, — er that also einige Schritte durch die Reihen der Umstehenden, um dann still zu stehen und sich von der Seite ein Fernrohr loszuschneiden, das er zunächst auf das „Silberhorn“ richtete, dann rechts und links wandte. Hierbei muß meine Wenigkeit in sein Gesichtsfeld geraten sein, denn plötzlich trat er auf mich zu und fragte mich auf französisch, ob er mich nicht gestern in Grindelwald gesehen habe.

„Es ist möglich, Majestät, obgleich ich die Ehre nicht hatte . . .“

„Sie sind Schweizer?“

„Zu dienen, Majestät?“

„Und Gelehrter?“

Was sollte ich antworten? Wahrscheinlich hatte ihm die Brille auf meinem Nasenjoch diese Vermutung eingegeben. Aber muß denn jeder bebrillte Schulmeister, und wär' er auch ein Professor, gleich auch ein Gelehrter sein?

„Wenn Sie es haben wollen, Majestät, dann — ja!“

„O! dann können Sie mir gleich sagen, warum man hier zu Lande so vielen Bergen ein „Horn“ hinter den eigentlichen Namen hängt: Silberhorn, Breithorn, Schreck- und Wetterhorn und wie sie alle heißen?“

„Naturkunde schlägt zwar nicht in mein Fach, aber ich getraue mir gleichwohl, auch ohne den Bescheid meiner gelehrten Herren Kollegen in B. einzuholen . . .“

„Sie sind aus B.“ unterbrach er mich lebhaft, „oder haben Freunde in B.“

„Ich bin aus B. gebürtig, Majestät!“

Jetzt war Scherno, der arme Scherno, verloren. Denn jetzt stimmte Seine Majestät einen nicht enden wollenden Lobpsalm auf die Rheinstadt und ihre Gelehrten an, die ihn kürzlich in der Stadt herumgeführt und ihm so viel Schönes gezeigt und erklärt hatten. Er nannte mir einige Namen, trug mir angelegentlichst Grüße auf, — kurz, er mußte in B. wirklich einen guten Tag erlebt haben.

„Aber, um auf unsere „Hörner“ zurückzukommen, — wie erklären Sie denn dieses Anhängel?“

Ich meinte, das deutsche „Horn“ erkläre sich vollständig durch die ganz ähnliche Anschauung, welche sich in dem von andern Völkern dafür gebrauchten Worte kundgibt. Die Franzosen versehen solche Berge mit

Großer Volkskalender für 1897.

einem „Zahn“ (dent du Midi, dent de Morcles u. s. w., die Romanen mit einem „Stachel“ oder einer Zacke“ (piz Lanquart, piz Padella u. s. w., das französische „dent“ bedeute ja auch „Zacke“, mit diesem Ausdrucke werde also ein hoher Berg als etwas sich Zuspitzendes bezeichnet. Das sei die ganz einfache Erklärung einer eben so einfachen Sache.

Die Majestät war vollständig überzeugt und ich hatte augenscheinlich bei ihr einen Stein im Brett gewonnen, denn sie lud mich, und zwar nicht bloß im Tone konventioneller Höflichkeit, sondern in aller Form und allem Ernste ein, mein Lebenstabernakel nach Brasilien zu verlegen, in die Nähe Seiner Majestät, die mir für alles gut stehe! Als ich den ehrenvollen Antrag — den ich mir zwanzig Jahre vorher wahrscheinlich nicht zweimal hätte bieten lassen — wegen Familienrücksichten ausschlagen zu müssen erklärte, erbat sich der Kaiser meine Karte — und nicht genug, ich mußte eigenhändig auf die Rückseite meinen Namen schreiben. Es geschah, stehenden Fußes, mit Bleistift und mit festen Zügen schrieb nun auch mein hoher Gönner auf seine Karte: Don Pedro d'Alcantara. Mit diesem Akt war die Entrevue zu Ende. Don Pedro drückte mir die Hand und winkte zum Aufbruch. Zum Schrecken Schernos! Die erwartete Zehle hatte alles in allem sich auf ein Glas — Wasser beschränkt, das Ihre Majestät die Kaiserin „dankend“ in ihrer Sänfte anzunehmen geruht hatte. Scherno wollte die ganze Schale seines Zornes über mich ausgießen, weil ich durch meine „gelehrten Schrullen“ den hohen Gast von andern Genüssen, die Scherno Seiner Majestät — und sich selber! — lieber gegönnt hätte, sollte abgezogen haben! Er konnte nicht begreifen, daß ich nur eine gewöhnliche, gar nicht zu umgehende Anstandspflicht erfüllt hatte. Brummend zog er sich zurück, nachdem er sich überzeugt, daß meine Zunge auch noch andere Pflanzenextrakte als Süßholz zu fabrizieren imstande war. Ich hätte ihm ja, wäre es in meiner Macht gestanden, von Herzen gern eine reellere greifbarere Erinnerung an den Aufenthalt der beiden Majestäten gegönnt. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.“ Das hat ja später der arme Don Pedro auf viel grausamere Weise erfahren müssen als damals der Wirt auf der Wengernalp.

Das Geschwisterkind.

Militärhumoreske von Maximilian Schmidt.

Lieutenant Buchholz zählte zu den beliebtesten Offizieren der Festungsgarnison. Er, sowie Lieutenant Schlosser, beide standen bei verschiedenen Regimentern des Plazes, waren die Arrangeure von vielerlei Vergnügungen und erwarben sich dadurch den Dank aller, besonders aber der Damenwelt. Buchholz hatte ein hübsches, männliches Exterieur und war in seiner Denkmalsart ein vollkommener Kavalier. Er führte in seinem bürgerlichen Wappen zwar nur den Pfug, denn sein Vater war Großgrundbesitzer, aber statt des fehlenden Adelswappens besaß er etwas, was nun einmal in der prosaischen Welt mehr als alles be-

sicht, nämlich Vermögen, und dies erleichterte ihm den Verkehr mit der Gesellschaft. Doch war es nicht dieses Bewußtsein allein, das es ihn wagen ließ, sein Auge zum Töchterchen des gestrengen, alten, stets polternden Festungskommandeurs zu erheben. Das schöne Mädchen hatte ihn bei Kotillontouren öfters ausgezeichnet, und die meisten Orden, welche er am Aschermittwoch an den Spiegel heftete, und wobei er gleichsam die schöne Zeit des nun verflossenen Karnivals nochmals geistig durchlebte, sie waren von Laura.

Und „An Laura“ brachte er jetzt gleich Friedrich Schiller's seine innersten Gefühle in Verse und verewigte sie auf einem rosa Papierbogen, der für die Hand der Holsten früher oder später bestimmt sein sollte. Soeben plagte er sein Genie um einen passenden Reim auf „Durst“ ab, denn es hieß auf einer Zeile:

„Du stilltest meiner Seele heißen Durst“, worauf er immer nur „Wurst“ fand und das Bild eines Charkuierladens seine poetische Stimmung beeinträchtigte, als diese plötzlich gänzlich verflüchtigte. Es hatte an der Thüre geklopft und herein kam ein junger, häßlicher Bursche. Eine Mütze aus Fuchspelz war auf den dicken Kopf gestülpt, ein grün und rot gestrickter Schlips doppelt um seinen Hals gewunden. Dazu trug er eine abgenützte Jacke und lange Lederhosen, feste Schnürschuhe und in den mit wollenen Fäustlingen bedeckten Händen den langen Haselnußstock. Alles an dem Menschen war plump, der runde Kopf, der weite Mund mit den dicken schwulstigen Lippen, deren obere ein dunkelroter, vernachlässigter Schnurrbart bedeckte, die große, etwas gebogene Nase; sehr weit und groß waren sogar seine ins Grünliche spielenden Augen. Sein zwanzigjähriges Alter war das Schönste an ihm.

„Willst du zu mir?“ fragte ärgerlich der Offizier. „Ja freit, Herr Litnant, — kennst mi denn nit? I bin ja der Johann Meier, dei' G'schwisterkind, 's Hanjehl bin i vom Viehhändler Meier, d' Schwester von deiner Muatta is ja mei' Muatta. No, so grüaß di halt Gott!“

„Grüß Gott!“ erwiderte der Offizier. „Der Hans bist? Dich hab' ich ja seit acht Jahren nimmer gesehen. Aber leg doch ab!“

Dabei blickte er nach der Pelzkappe des Burschen, die an dessen Kopf wie angewachsen schien.

„Bin so frei!“ entgegnete dieser, Mütze und Stecken auf den Tisch legend und sich dann breit aufs Sofa setzend.

„Was treibst denn? Was bist denn?“ fragte ihn der Offizier.

„Nix bin i. Nach Schrullhausen hab' i a Herd' Ohien treiben helsen und da hab' i mir denkt, mach' i mein Bettlern a Freud, hab' i mir denkt, und überasch'n. Der wird schaug'n, hab' i mir denkt.“

„Ich schau' auch!“ versicherte Buchholz.

Dieser nach allem möglichen duftende gemüthliche Vetter war gerade genug für den Aschermittwoch.

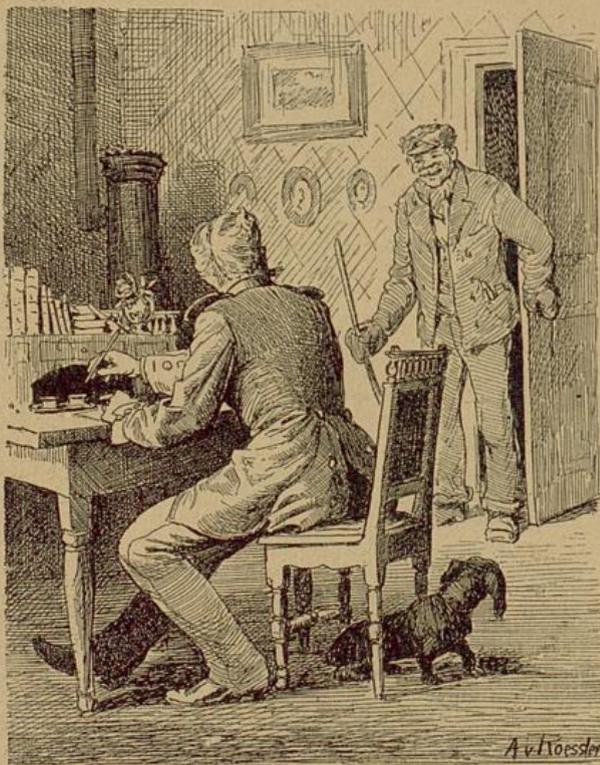
„Schade, daß du nicht gestern gekommen bist,“ meinte der Offizier sarkastisch.

„O mein Gott, i bin so kreuzfidel gwen gestern, und an' Nausch hab' i kriegt, an' wunderbaren! Wenn's dir g'leg'n wär', so gehn ma jetzt ins Wirtschhaus, denn i bin hungri und dursti, und da sollst hernach hör'n, was i für an' Plan hab'. Und an' schön' Gruaß soll i ausrichten von der Frau Muatta und von meiniger Muatta, und da is a Brieferl, wo alles g'schrieben steht.“

Buchholz nahm den schmierigen Brief und las. Er war von seiner Mutter, und drückte den Wunsch aus, Buchholz möchte den Johann, der schon jetzt seine Militärzeit abdiene wolle, in seinem Regimente als Freiwilligen unterbringen und für sein weiteres Fortkommen sorgen.

„Du wirst ja nächstes Jahr ohnehin kontribiert; warum denn freiwillig jetzt schon eintreten?“ fragte der Offizier.

„Dös hat sein guaten Grund,“ entgegnete Johann schlau. „Als kontribiert muß i hingehn, wo's mi hinschieb'n, i aber möcht' bei dein Regiment sei', damit der Herr Vetter mi in Hochachtung halten kann, denn als der Vetter vom Herrn Litnant bin i



A. v. Noesler

„Willst du zu mir?“ fragte ärgerlich der Offizier.

in Respekt und werd' dann aa, hab' i mir denkt, Ofizier oder gar Unteroffizier, und kann sei, mit der Zeit aa Litnant."

"Man sagt ja Leutnant, nicht Litnant," belehrte ihn der Ofizier.

"No', für mi is Litnant aa guat gnuu. Aber jetzt gehn ma auf a Paar Maaßln, i bin scho' Zahler," sagte der gemüthliche Vetter.

"Alle Teufel!" rief der Ofizier, denn es wurde Säbelgeklirr hörbar und man klopfte an der Thüre.

"Herein!" — "Und du schnell hinaus," sagte er hastig, den Vetter beim Arm fassend und nach der Thüre drängend. "Warte einstweilen auf dem Gange."

Der Vetter beeilte sich, dem Wunsche nachzukommen, und rannte den eintretenden Kameraden Buchholz', Lieutenant Schlosser, beinahe über den Haufen.

"Oho!" riefen beide zugleich.

"Tölpel!" setzte Schlosser hinzu, und schloß die Thüre.

Das erste war, daß er sich über die Empfindung äußerte, welche seine Nase zu beleidigen schien.

"Wo kaufst denn du dieses Parfüm?" fragte er.

"Da duftet's ja wie —"

"Ja sprich's nur aus, wie — Ruchparfüm."

Und er teilte dem Kameraden die ihm zuteil gewordene unangenehme Überraschung und seine Verlegenheit mit. Schlosser riet ihm, das Geschwisterkind vorerst von der Scene verschwinden zu lassen, damit sie dann ruhig über den Kasus beratschlagen könnten.

Sonach ward der Hansl hereingerufen und der Vetter sagte zu ihm: "Geh jetzt ins Bräuhaus hinüber zum Mittagessen. Ich muß im Kasino speisen —"

"D, da geh' i aa mit!" meinte Hansl.

"Das geht nicht. Nach dem Essen siehst du dir dann die Stadt an, und abends, wenn es dunkel ist, kommst du wieder. Bis dahin werde ich über dein Schicksal verfürigt haben. Aber sage vorerst niemanden, daß wir Vettern sind, — man könnte sonst denken, ich kochte dir was Extriges, — ich wäre parteiisch — du weißt schon —"

"Versteh' scho'!" lachte Hansl pfliffig, seinen Mund dabei ins Unendliche dehnend. "Wie's d' willst, so thua i, Vetter Bernhardl."

"So eile dich," versetzte Buchholz, "sonst bekommst du nichts mehr zu essen, denn heute ist Fasttag."

"Maria und Joseph!" rief Johann erschrocken, Pelzmütze und Stock nehmend. "Da pressier's freit! Und so wünsch' i halt guaten Appetit und" — sich an Schlosser wendend — "b'hehl' mich Ihna — nix fern unquat — 's is nit gern g'schehn vorhin. Wir wern scho' no' guate Freund wern."

Buchholz schob ihn zur Thüre hinaus. Fort war er. Schlosser lachte hell auf und öffnete vor allem das Fenster, um frische Luft einzulassen.

Nun teilte Buchholz dem Freunde das Vorhaben des ochsentreibenden Jünglings mit. Er berichtete auch, wie er gewisse Verpflichtungen gegen Johanns Mutter habe und daß er diesen mit seinem Wunsche

nicht wohl abweisen könne, gestand aber zugleich, daß es ihm schrecklich sei, den jungen Menschen hier als seinen Vetter figurieren zu lassen, jetzt, wo er damit umgehe, sich Laura ernstlich zu nähern. Ihr Vater, der General, könnte leicht von diesem Zweige der Verwandtschaft auf den ganzen Stamm schließen und die Vorzüge, die er sich zu besitzen schmeichle, müßten notwendig dadurch verdunkelt werden u. s. w.

Der stets Rat findende Kamerad wußte auch hier Bescheid. Er wollte es übernehmen, dem unwillkommenen Vetter bei seinem Regimente Aufnahme zu verschaffen und denselben womöglich in seine Kompagnie einreihen zu lassen. So beeholte er ihn stets unter den Augen und könne vielleicht manche Dummheit verhindern.

Dieser Ausweg fand den vollsten Beifall des Freundes, und dieser war wieder so beruhigt und erheitert, daß er sofort sein jüngstes Gedicht an Laura vorklamierte bis zur letzten Zeile, wo er an dem Reim auf "Durst" hängen gelieben war.

Schlosser riet ihm, wenn er durchaus nicht die dazu reimende "Wurst" gebrauchen wolle, es mit andern Wörtern zu versuchen, z. B.:

"Du stilltest meiner Seele heißen Drang", worauf sich nach Herzenslust losreimen ließe.

Nun war auch hier geholfen, und Schlosser übernahm es, das an der frischen Luft endustete Poem in die richtigen Hände gelangen zu lassen.

Als gegen Abend Vetter Johann kam, ward er für morgen in die Kaserne bestellt und dann zur Nachherberge geschickt. Am nächsten Tage wurde er, da er mit allen nötigen Papieren bereits versehen, als Freiwilliger aufgenommen und bei Schlossers Kompagnie eingeteilt.

Der Rekrut war nicht ungelehrig und konnte schon nach vier Wochen in den Dienst treten. Er fühlte sich auch ganz glücklich. Wäre die Menage doppelt so groß gewesen, hätte er keinen weiteren Wunsch gehabt. Sein Appetit war aber ein räthselhafter, er litt, wie es schien, an unstillbarem Heißhunger.

Seinen Vetter, den Lieutenant Buchholz, besuchte er jeden Feiertag und glaubte, ihm dadurch die größte Freude zu machen. Dieser aber suchte ihn jedesmal, sobald als möglich, weiter zu besorgen.

Für Lieutenant Schlosser wäre Johann durch Feuer und Wasser gegangen, und als eines Tages dessen Diener erkrankte, bat er den Ofizier in flehender Weise, er möchte ihn an dessen Stelle aufnehmen. Schlosser gestand es ihm zu, und Johann vermochte vor Vergnügen seinen weiten Mund nicht mehr zu schließen. Aber auch der Ofizier hatte keine Ursache, es zu bereuen.

Zwar war der bis jetzt nur in niederen Kreisen lebende Johann für diesen Dienst durchaus nicht geschult und zeigte sich daher etwas begrifflos, wo es über seinen Horizont hinausging. So büßte er am ersten Tage die Goldbeschläge des Helmes und die vergoldeten Uniformknöpfe seines Herrn mit in Weingeist aufgelöstem Hirschhornpulver, pußte ein anderes Mal die vergoldeten Spiegel- und Bilder-

rahmen mit einem nassen Lappen, und als ihn der Offizier in der Folge beauftragte, seinen zerbrochenen Zwicker zu einem Optiker zu tragen, da blieb er mehrere Stunden fort.

„Wo in Teufels Namen bleiben Sie denn so lange?“ schrie ihn sein Herr bei der Wiederkehr an.

„Die Augenbrill'n hab' i forttrag'n,“ sagte Johann gutmütig lachend.

„Ja wohin denn?“ fragte Schlosser.

„No', halt zum Schinder.“

„Was?“ rief der Offizier, seinen Ohren kaum traugend.

„Sie ham ja g'sagt, i soll's zum „Abdecker“ tragen,“ entschuldigte sich Johann.

„Zum „Optiker“ hab' ich gesagt,“ lachte der Offizier.

„Ja, so hoast ma' bei uns 'n Schinder,“ entgegnete Johann, ebenfalls lachend.

So hatte denn Schlosser ewig zu belehren und zu erziehen, doch hatte er seinem Schützling nach kurzer Zeit schon so viel Routine beigebracht, daß er es wagen durfte, der Frau Landrichter, die große Kaffeervisite hatte, seinen Diener zur Besorgung allenfallsiger Kommissionen zur Verfügung zu stellen. Es war ein Regentag und der Besuch des offenen, gastfreien Hauses ein unerwartet großer. Der Kaffeekuchen schien nicht auszureichen, und die Dame gab Johann ein Zweimarkstück mit den Worten: „Laufen Sie auf den Markt vor um einen Kranz; sagen Sie nur, er gehöre für mich.“

Johann galoppierte, soweit es ihm seine Schwerfälligkeit erlaubte, zum Marktplatz. Aber er trat dort nicht in den großen Laden des Konditors, sondern in den kleinen einer Blumenhändlerin, die denn auch dem Soldaten für sein Zweimarkstück einen aus künstlichen Blumen gefertigten Kranz übergab, mit welchem Johann zurück zum Landgerichtsgebäude eilte. Ein allgemeines Gelächter des Küchenpersonals war sein Lohn.

„Was bringen Sie denn da?“ rief die Frau Landrichter, vor Verwunderung die Hände zusammenschlagend.

„Gnä' Frau hab'n befohl'n an' Kranz,“ sagte der Burfche.

„Ich wollte ja etwas Feines, zum Eintunken, ein Kaffeebrot, verstehen Sie?“ belehrte ihn die Dame.

„Ja so!“ sagte Johann, „zum Eintunken soll i was hol'n; dös is freili was anders.“

Unter dem Gelächter aller Anwesenden eilte er hinweg, zuerst zur Blumenhändlerin, um für den Kranz sein Geld wieder einzuwechseln, dann — an den Konditor dachte er nicht — zum Bäcker, der ihm auf Verlangen die nötige Anzahl Semmeln dafür gab und darüber noch sechs Stück als darein. Da Johann sie nicht in der Hand tragen konnte, nahm er sein von Brasiltabak duftendes Sacktuch und band die etwa 76 Brote hinein.

„Aber um Himmels willen, was ist denn das?“ rief die Landrichterin, als Johann den Pack auf den Tisch legte und das Tuch aufknüpfte.

„Was zum Eintunken!“ erklärte er.

„Aber ich sagte Ihnen doch deutlich, etwas Feines.“

„O, die Semmeln sind auch ganz fein,“ meinte Johann, „i eß's recht gern zum Kaffee.“

„Nun, dann lassen Sie das Tuch nur zu, sie gehören alle Ihnen,“ sagte die Dame.

„Ja, da sag' i halt nacha vergelt's Gott!“ erwiderte Johann mit freudestrahlendem Gesicht; „da hab' i ja zwoa Tag lang dran z' essen.“

„Nun, da braucht man Ihnen keinen guten Appetit mehr zu wünschen,“ meinte die Dame. „Sie können jetzt gehen; ich bedarf heute Ihrer Dienste nicht mehr. Die Köchin wird Ihnen noch einen Topf Kaffee geben, lassen Sie sich denselben gut schmecken.“

Aber da Sie alles dem Wortlaute nach zu nehmen scheinen, verzehren Sie nicht auch den Topf, sondern nur den Kaffee. Haben Sie das aber auch wirklich begriffen?“

„Ja, ja,“ antwortete Johann verlegen, und in das Gelächter des Küchenpersonals selbst mit einstimmend, sagte er: „I bin halt no a bißl dumm, aber i werd' mi scho' bessern.“

Es schien ihm damit auch wirklich Ernst zu sein. Er hatte öfter über das Sprichwort seines Herrn: „Nichts ist unmöglich“ seine Betrachtungen angestellt, und dabei kam ihm wiederholt der Wunsch, ein „Vorgefester“ zu werden. Der Unteroffizier steckte ihm im Kopse. Was weiter nachkommen könnte, das getraute er sich jetzt, da er mit der Sache vertraut war, freilich nur mehr zu träumen. Und da sein Herr sagte: „nichts ist unmöglich,“ so erbat er sich von diesem



„Was bringen Sie denn da?“ rief die Frau Landrichter.

Papier und Federn, und verwendete alle seine freien Stunden darauf, sich im Schreiben zu üben und die vier Species im Rechnen zu lernen, wobei ihm sein Herr gerne behilflich war.

Eher, als es sich der junge Bursche träumen ließ, sollte sein kühner Wunsch erfüllt werden. Krieg war in Sicht, die Nachbarstaaten lagen sich in den Haaren, es wurde mobilisiert, neue Bataillone wurden geschaffen, Offiziers- und Unteroffiziersstellen waren leicht zu erringen. Das „halbwegs“ genügte.

Buchholz und Schlosser waren der Sorge enthoben, als alte Lieutenants absterben zu müssen; sie waren bereits avanciert. Aber auch Johann Meiers Rockfragen ward mit der Unteroffiziersborte geschmückt. Mit der roten Brieftasche unter dem Arm, machte er seinem Vetter die erste Aufwartung, um ihm zu gratulieren und sich gratulieren zu lassen.

Mit Krieg und Ausmarsch war es nichts geworden, aber die Chargen waren nun einmal da, und wo Überfluß, da sieht man dann erst recht die Mängel des Einzelnen.

Buchholz war auch anderseits avanciert, nämlich in der Gunst seiner Angebeteten und ihres Papas, des Generals, und zwar ward bereits der Verlobungstag festgesetzt.

Es traf sich, daß am gleichen Tage in der Pfingstwoche Unteroffizier Meier das erste Mal als Ordnonanz zum Festungskommandeur beordert wurde. Auf dem Wege zur Kommandantur — es war kurz vor acht Uhr morgens — begegnete er dem festlichen Zuge, welcher dem soeben zur Spendung der Firmung anwesenden Bischofe nach dem Dom das Geleite gab. Das interessierte den Hans ungemein, denn derselbe Kirchenfürst hatte auch ihn vor etwa zehn Jahren gefirmt und die Erinnerung an jenen für ihn unvergessen, geist-, trink- und efrischen Tag tauchte lebhaft vor ihm auf. Mit weit aufgesperrem Munde sah er lange dem Zuge nach. Da schlug es acht Uhr und er lief jetzt mehr, als er ging, zur Kommandantur, um sich in der ebenerdig gelegenen Dienstkanzlei des Generals zu melden. Er war fünf Minuten zu spät daran. Der General, an die größte Pünktlichkeit gewöhnt, donnerte ihn deshalb in einer Weise an, daß er seine Meldung nur mit Not stotternd herausbrachte und auf das „Kehrt“ ganz taumelnd nach dem Wartezimmer zurückging. Unheilvolle Ahnungen beschwerten ihm das Herz.

Einige Stunden ging es ganz gut ab, er hatte dies und jenes zu besorgen, und es fehlte nichts. Als er wieder von einem Gange zurückkam, hörte er den General schreien und poltern, als ginge die ganze Festung zu Grunde. Der alte Platzfeldwebel Bischoff hatte sich irgend ein Verschämmnis zuschulden kommen lassen und mußte nun den ganzen Unmut des leicht aufgeregten Generals über sich ergehen lassen. Bleich und zitternd entfernte sich der alte Mann durch das Vorzimmer. Meier kannte ihn wohl vom Sehen, aber nicht dem Namen nach, und dankte Gott im stillen, daß er nicht in der Haut dieses Abgekanzelten stecke. Während er sich so seinen Betrachtungen überließ,

riß der General die Thür auf und rief: „Ordnonanz!“

Meier sprang hinzu: „Herr General befehlen —!“
„Der Bischoff soll nochmal zu mir kommen, ohne Verzug!“

Meier starrte den General an. „Der Herr Bischoff?“ fragte er zaghaft.

„Hören Sie nicht gut?“

„Ja — der Bischoff“ — stammelte Meier.

„Also sofort! Suchen Sie ihn!“

Der Unteroffizier machte „Kehrt“ und entfernte sich im Lauffschritt, um den Bischoff zu holen. Er nahm seinen Weg schnurstracks zum Dome und zwar in die Sakristei, wo er den Mesner antraf, zu welchem er sagte: „Sagen's dem Herrn Bischoff, er soll ohne Verzug zum Herrn Festungskommandeur kommen.“

„Halt nach der Firmung,“ meinte der Mesner.

„Klein — sofort!“

In diesem Augenblicke kam der Stadtpfarrer herbei, dem der Mesner die Sache mitteilte. Der geistliche Herr beruhigte den überaus hitzigen Unteroffizier mit der Versicherung, daß er es Seiner Eminenz wissen lassen werde, da die Firmung ohnedem zu Ende sei.

Aber Hans Meier war mit diesem Bescheide nicht zufrieden.

„I muaß 's glei wissen, ob er kimmt,“ sagte er.

„Der Herr General ist fuchsteufelswild.“

Der Pfarrer lächelte und sagte: „So warten Sie einen Augenblick, — ich sage Ihnen gleich die Antwort.“

Der Bischoff hatte den Schlussfegen gespendet und kam soeben, gefolgt von der ganzen Geistlichkeit, in die Sakristei zurück. Der Pfarrer teilte dem Vikar des hochwürdigen Herrn den Wunsch des Festungskommandeurs mit und dieser vermittelte die Sache dem hohen Herrn in der bedeutend gemilderten Form: „Der Herr Festungskommandeur lassen Seine Eminenz nochmals in einer dringenden Sache um die hohe Ehre höchstderer Besuches bitten.“

Der Bischoff hatte nämlich schon am vorhergehenden Tage dem Kommandeur seinen Besuch gemacht und auch sofort erwidert erhalten. Er bat jetzt, den Herrn General nebst seinen Empfehlungen wissen zu lassen, daß er sich von der Kirche aus direkt zu ihm begeben werde.

So ward es dem Unteroffizier übermittelt und dieser kehrte sofort in die Kommandantur zurück und trat in das Zimmer des Generals.

„Was ist's?“ rief ihm dieser zu.

Meier rapportierte: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Bischoff und er wird gleich von der Kirche aus —“

„Warum kommt er nicht sofort?“ unterbrach ihn polternd der General.

„Die Firmung is grad erst aus worn.“

„Die Firmung? Was hat er denn bei der Firmung zu thun?“

„Das is ja sein Geschäft!“ platzte Meier heraus. „Aber sehen's, Herr General, da kommt er schon ang'fahren.“

„Was? Wer?“ rief der General, durchs Fenster blickend. Da hielt die Equipage, welcher der Bischof und sein Vikar entstiegen.

Der General traute seinen Augen kaum. Dann eilte er zu der Ordonnanz, packte sie bei einem Knopfe ihres Rockes und rief mit entschlossener Stimme: „Ja, Sie Ri— Ri— Sie haben doch nicht den Herrn Bischof geholt?“

„Wie der Herr General befohlen haben,“ erwiderte der bis in den Mund hinein bleich gewordene Unteroffizier mit bebender Stimme.

Der General wankte; er mußte sich einen Augenblick setzen.

„Da hört sich alles auf!“ rief er. „Den Bischof holen! Sie Ri— Ri—“

Er konnte seinem Arger nicht weiter Luft machen. Zum Glück für die Ordonnanz klopfte es an der Thüre und die Eminenz erschien mit freundlichem Gruße.

Der General eilte dem Kirchenfürsten entgegen. „Euer Eminenz sehen mich ganz konsterniert, — es ist zum Schlag treffen! Dieser Mensch sollte den Platzfeldwebel Bischoff holen und — kehrt Euch! Die Strafe folgt nach!“

Der Unteroffizier taumelte wie betrunken zur Thüre hinaus. Im Vorzimmer dachte er nur darüber nach, ob Erschießen, lebenslänglicher Kerker oder Selbstmord sein nächstes Schicksal sein werde. Aus seiner Verzweiflung riß ihn nur das Lachen der Herren im innern Zimmer.

Der Bischof wünschte, daß auch der General das Mißverständnis von der heiteren Seite nehmen und dem Ärmsten es nicht entgelten lassen sollte. Und als ihm dann der General im Laufe des Gesprächs mittheilte, daß heute die Verlobung seiner Tochter mit einem braven Offizier gefeiert werde, bat der hohe Herr, der Braut persönlich seine Glückwünsche darbringen zu dürfen.

Der General geleitete ihn nach der sich im oberen Stocke befindlichen Familienwohnung und ein Viertelstündchen später wieder herab zu seinem Wagen, wo sich beide Herren von dem General in freundlichster Weise verabschiedeten. Als dieser ins Ordonnanzzimmer zurückkam, stand der Unteroffizier in Achtung, aber mit schlotternden Beinen da.

Der General trat ganz nahe an ihn heran, blickte ihn eine Weile an und sprach dann in spöttischer Laune: „Ich wäre doch neugierig, etwas Näheres über Ihre Abstammung zu hören. Sagen Sie mir, woher stammen Sie denn eigentlich?“

„Von Trimsfelden, Herr General,“ antwortete Hans Meier, leichter atmend, „Mei' Vater is a Viehhändler und der Herr Premierlitnant Buchholz is a G'schwisterkind von mir und“ — sein lachender Mund dehnte sich bis zu den Ohren — „Ihna Fräuln Tochter wird nächstens mei' Basl wern, so viel i woß.“

Diese Nachricht war Ursache, daß sich der alte Herr abermals setzen mußte.

„Was?“ rief er entsetzt, „Sie sind Geschwisterkind mit dem Bräutigam meiner Tochter? Da mache

ich die ganze Geschichte rückgängig!“ Und ironisch lachend setzte er hinzu: „Auf diese Weise würde ich ja gar Ihr Vetter? Ha, ha, ha, ha!“

Jetzt lachte auch Hans Meier wieder, indem er meinte: „Ja, Herr General — und mi g'freut's!“ Und weil er einmal in verwandtschaftlich gemüthlichen Tone war, setzte er hinzu: „Die Dummheit mit'n Bischof wär' nit passiert, wenn der Herr General gleich deutlich befohlen hätten, ich sollt' den Platzfeldwebel holen; i hab' nit g'wußt, daß der auch a Bischof is.“

Das war so richtig gesagt, daß der General nicht umhin konnte, sich allmählich selbst die Schuld an dem Mißverständnis zuzuschreiben.

„Sie haben nicht ganz unrecht,“ meinte er. „Es ist nicht genug, zu befehlen; der Befehl muß auch bestimmt und verständlich sein.“ Dann fragte er nach einer kurzen Pause: „Wie lange haben Sie noch zu dienen? — Oder wollen Sie beim Militär bleiben?“

„Nein, Herr General!“ antwortete rasch der Unteroffizier. „I hab' mir schon g'nug. Zum Litnant bring' i's nit und in sechs Monat is mei' Zeit um.“

„Ich werde veranlassen, daß Sie sofort in Urlaub kommen, wenn Sie wollen.“

„Dös wär' mir die größt' Freud, und mei' Herr Vetter, der Premierlitnant, wird auch nit dagegen haben.“

„Ich glaube kaum,“ sprach der Oberst, ein Lächeln kaum verbergen könnend. „Für heute brauch' ich Sie nicht mehr; Sie können einrücken. Vom Verlobungsschmause sollen Sie schon etwas erhalten; und Ihre künftige „Basl“, die darf ich doch wohl von Ihnen grüßen?“ fragte der General jetzt ganz erheitert.

„Ja wenn i bitten dürft', Herr — Vetter!“ erwiderte Meier freundlich grüßend, machte Kehrt und verließ im Dienstschrift das Zimmer.

Der General lachte jetzt hell auf. Beim Verlobungsschmause gab er die Geschichte zur allgemeinen Erheiterung zum besten. Buchholz war anfangs in verwandtschaftlicher Verlegenheit, lachte aber dann auch mit.

Als sich schon am andern Tage der beurlaubte Meier zur Heimreise anschickte und von Buchholz, seinem Geschwisterkind, Abschied nahm, sagte der Leutnant lachend zu ihm: „Vetter, ich bin stolz auf dich! Was du alles vollbracht, das bringt nicht leicht ein anderer zuwege. Grüße mir die Verwandten, und reise mit Gott!“

Auch ein Kalender.

Der Leser weiß vielleicht, daß unser jetziger christlicher Kalender der Gregorianische genannt wird (nach dem Papst Gregor XIII., der den bisher gebrauchten, nach dem großen Julius Cäsar benannten durch bewährte Astronomen verbessern ließ, daß aber die Häupter der ersten französischen Republik denselben, weil er ihnen zu christlich war und zu wenig mit dem damals eingeführten Decimalsystem übereinstimmte, abschafften und mit einem Fabrikat eigener Maché vertauschten.